



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun : eine Dürer-Novelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Wiefenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

4.

Das traurige Schicksal des Jörg Graff begann sich mählich wieder zu erhellen. Er vermochte zwar noch oft in die heftigste Verzweiflung über seine Blindheit zu geraten, aber es gab doch mancherlei Ablenkungen und bescheidene Freuden, zumal wenn es um die Befriedigung seiner nicht geringen Eitelkeit ging. Er war vor allem nicht wenig stolz darauf, daß von seiten des hohen Rates der Nachdruck seiner Lieder auf ein Vierteljahr verboten ward, was sich im Volke genugsam herumsprach und das Ansehen seines Namens verbreitete. Es drängten sich nunmehr die Sachverständigen und Schaulustigen herbei, wenn er irgendwo in einer Schenke sang, und mancher klugberechnende Wirt verstand daraus seinen Vorteil zu ziehen. Besonders die ehrsame Innung der Gürtler war es, die dem einstigen Zunftgenossen noch immer getreulich anhing und sein abenteuerliches Schicksal mit gruseligem Mitleid über sich ergehen ließ.

Doch mehr noch als des blinden Sängers urwüchsig derbe, als sichere Pfeile ins Herz des niederen Volkes abfliegende Lieder vermochte die Schönheit und das seltsame Gebaren seiner Tochter die Neugier des lieben Publikums zu reizen.

Felicitas begleitete den Vater stets in die Schenke und führte ihn auch wieder nach Hause, tat aber im übrigen, als hätte sie keinerlei Anteil an allem, was sonst mit des Vaters „hofierendem“ Gewerbe zusammenhing. Sie saß ganz still und gelassen an seiner Seite, als gehörte auch sie den Zuhörern an, und dankte auch keineswegs, wenn ein freigebiger Gast seinen Heller oder gar einen Weißpfennig mit Gekirr auf den zinnernen Teller warf. Zuweilen trank ihr ein Wohlgelaunter oder ein von ihrer Schönheit Betroffener kühnlich zu; dem dankte sie nur, wenn es in allen Ehren geschehen konnte, und wußte sich ansonsten jegliches ungeziemende Gespäche oder Gedeute so glatt vom Leibe zu halten, daß den abgeblitzten Unternehmer gar bald eine reuige Verwirrung überkam.

Dieses unnahbare, selbstsichere, einer vornehmen Patrizierin nicht unwürdige Betragen war nun aber bei der Tochter eines Bänkelsängers, der Jörg Graff ja schließlich all seiner Kunst zum Troße war, etwas so Unerhörtes und Aufreizendes, daß sich bald ein zierliches Kränzlein verschmitzter Legenden um die spröde Jungfrau zu bilden begann. Die verwegenste darunter mochte wohl jene sein, die da kecklich behauptete, die Felicitas sei gar nicht des Jörgen Kind, sondern in früher Jugend von dem wilden Landsknecht aus einem edlen Hause gestohlen und als eigen Kind erzogen worden.

So kränkend dieses Lügengespinnst für den Jörg auch sein mochte, es hatte doch sein Gutes, indem es ihm das Nürnberger Volk in hellen Scharen zutrug, was wieder seinem Beutel sehr zustatten kam.

Nun aber war seit einiger Zeit eine merckliche Veränderung mit der Felicitas vor sich gegangen, die selbst dem blinden Vater nicht verborgen bleiben konnte. Ihr Wesen war noch stiller und zurückhaltender geworden, sie sprach in kargen Worten nur das Allernötigste und konnte zu Hause stundenlang in einer Ecke sitzen und vor sich hinträumen. Und so mächtig war diese Sucht nach innerster Einsamkeit in ihr geworden, daß ihr Mitleid mit dem Vater dagegen nicht mehr aufkam. Sie hatte ihn sonst durch manches kindlich fröhliche Wort und manchen lieblosenden Scherz zu erheitern gewußt; nun aber ließ sie den blinden Mann, als würde sie selbst an aller Daseinsfreude verzweifeln, in all seinem Jammer oft in sich versinken und wußte ihm keinen Trost.

Der Blinde aber, schwankend zwischen Groll und Bestürzung über der Tochter vermeintliche Lieblosigkeit, begann Gefahr zu wittern, als ginge da einer um, der ihm die Seele seines Kindes zu rauben gewillt war. Oft sprang er in kriegerischem Ungestüm empor und verlangte, von phantastischen Träumen erhitzt, nach seinem guten Schwert, das er grimmig zu schwingen gedachte gegen alle, die ihn mit List oder schändlicher Gewalt um sein Liebstes bringen wollten.

Dann hatte Felicitas genugsam zu tun, den wilderregten Mann zu beruhigen, und sie konnte es nur, indem sie ihre zitternden Hände lange in den seinen ließ, die sie mächtig und ungestüm umschlossen hielten, als gelte es, dem Räuber-sinn der ganzen Welt zu trotzen.

Am meisten ängstigte den Jörg, daß ihn Felicitas von Zeit zu Zeit allein ließ, was vormals nie geschehen war. Sie wußte dann, aufs heftigste von ihm befragt, ihre Abwesenheit stets zu erklären, als hätte sie auf dem Markte oder bei der Nachbarin zu tun gehabt, was ja auch zum Teil der Wirklichkeit entsprach.

Die volle Wahrheit gestand sie dem Vater nie. In Wahrheit hatte sie sich eilig durch allerlei Nebengassen in der Richtung nach dem Tiergärtnerort entfernt und war, vor dem Hause Dürers angekommen, mehrmals um den Platz herumgegangen und hatte dabei in scheuer Verwirrung zu des Meisters Fenster hinaufgesehen.

Das wiederholte sich nun immer häufiger, und es geschah auch noch in diesen Tagen, da Dürer sich längst in Augsburg beim kaiserlichen Hofhalt befand. Felicitas hatte zwar von seiner rühmlichen Sendung erfahren, zumal in Nürnberg viel davon gesprochen wurde, denn man war in der Bürgerschaft und allem Volk nicht wenig stolz darauf, den großen Meister als getreuen Sohn der Stadt vor des Kaisers Angesicht zu wissen.

Doch konnte sich Felicitas in ihrer wunderbarlich verworrenen Sehnsucht nicht enthalten, dem Vater zu entfliehen und nach dem Erker des vornehmen, stillen Hauses hinaufzuspähen, ob der Zurückgelehrte nicht etwa doch das Fenster öffne und sich ihr zeige.

Einmal aber, an einem Abend im Sommer, da sie schon wochenlang vergeblich gewartet, pochte sie kurz entschlossen an des Meisters Thor, eine etwaige Ausrede über die Ursache ihres Gehabens gar nicht erwägend.

Und im Augenblick wurde ihr auch schon geöffnet und zwar von einem hübschen, zierlichen Jüngling, der ein fröhlich buntes Barett auf den langen blonden Locken trug und offenbar das Haus gerade verlassen wollte.

Raum sah er der Jungfrau blasses und erregtes Antlitz, als er mit großem Erstaunen rief: „Ihr seid dem Jörgen Graff sein Kind! Das freut mich, schönes Fräulein, daß ich Euch endlich in Wirklichkeit schaue! Mir ist Euer holdselig Antlitz gar wohl vertraut, und manches Stündlein seid Ihr schon mit mir allein im Kämmerlein gessen!“

Felicitas aber, seine tolle Rede nicht beachtend, erwiderte kurz und streng, sie wüßte zu Herrn Albrecht Dürer geführt zu werden.

Der wohlgelaunte Jüngling versetzte hierauf, der Meister weile noch in Augsburg und dürste dort geraume Zeit noch bleiben, da ihm mancherlei ehrenvolle Aufträge zuteil geworden.

Er zog sodann mit artigem Anstand das Barettlein und erklärte, er sei der Hans Springinsklee aus Dinkelsbühl, und die Jungfrau möge sich vor ihm nicht fürchten, er wolle ihr vielmehr etwas Wunderliches zeigen, das ihr gar sehr gefallen werde.

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, ergriff er sie vertraulich und doch so ehrerbietig an der Hand, daß ihm Felicitas wortlos die Treppe hinauf folgte, in einen lustigen Saal mit hohen Fenstern, wo auf langen Tischen allerlei Handwerkzeug herumlag, indes die Wände entlang und rings in allen Ecken die wunderbarlichsten Dinge aufgestapelt waren, wie große Hirschgeweihe und Muschelgewächse, exotische Tongefäße und Schnitzereien, Standarten und Rüstungen, Gliederpuppen und Gipsmodelle, die sich alle in phantastischer Unordnung zu befehden schienen.

Indes Felicitas den Raum erstaunt betrachtete, hatte der junge Springinsklee rasch einen Holzstoß geschwärzt und auf einer Handpresse einen kleinen Druck hergestellt, den er nun der Jungfrau mit zuversichtlichem Lächeln überreichte. Es war des Meisters köstliches Bildnis „Maria, von vielen Engeln verehrt!“

Felicitas aber hatte kaum einen Blick auf die Zeichnung getan, als ihr Antlitz in heftiger Röthe aufflammte und das Blatt ihrer bebenden Hand entglitt.

Der junge Springinsklee bückte sich rasch danach und schaute nun selbst verduzt darein, denn er war auf solche Wirkung nicht gefaßt gewesen. Er sah, wie die Jungfrau die Zeichnung großen Auges betrachtete, als wollte sie jeden Strich ihrer Seele einprägen; er hörte das erregte Atmen ihrer Brust, und es ward ihm plötzlich bange, als hätte er das Bild nicht zeigen dürfen.

Und so erschraf er nicht wenig, als sich Felicitas jählings mit flehender Gebärde an ihn wandte und ihn beschwor, ihr das Blatt nach Hause mitzugeben, wo sie es wie ein Kindlein behüten und betreuen wolle.

Das war dem verlegenen Malerknaben keineswegs willkommen, denn er wußte nicht, ob es dem Meister recht wäre.

„Ihr könnt es morgen holen, Jungfrau, bis ich die Meisterin gefragt, die jezo nicht zu Hause ist,“ versuchte er auszuweichen.

Felicitas aber sagte entschlossen und drohend:

„Ich geb's Euch nimmer! Ihr müßt es mir lassen!“

Und als gelte es, das Bild aufs schnellste in Sicherheit zu bringen, wandte sie sich hastig der Thür zu und lief in Eile die Treppe hinab.

Im ersten Augenblick gedachte der junge Springinsklee ihr nachzusehen. Dann aber zuckte er die Achseln, als wäre da nichts mehr zu ändern, ergriff sein Barettlein und folgte ihr geruhigen Schrittes nach.

Im dunkelnden Hausflur traf er auf Dürers Magd Susanne, die ein Licht in der Hand hielt und ihn mißtrauisch fragte, wer denn die tolle Weibsperson gewesen, die eben die Treppe herab gerannt sei und sie fast umgeworfen habe. Ob's etwa eine Diebin war?

Der Jüngling beruhigte die Gute und meinte, es sei ein Modell des Meisters gewesen, und diese Art von Frauenzimmern sei immer ein wenig verrückt.

Da gab sie sich lachend zufrieden und sagte, das sei sie hier in diesem Hause schon gewohnt, und es könne ihr auch recht sein, denn es sei ein lustig Leben.

Der Malgeselle aber klopfte ihr schalkhaft auf die rauhe Wange und schritt durch die Thür hinaus, die Felicitas in Eile offen gelassen.

5.

Als die Dürerin erfuhr, was während ihrer Abwesenheit sich zugetragen, gab es am nächsten Morgen eine böse Unterredung mit dem jungen Springinsklee. Er mußte sich nach einer reumütigen Abbitte bequemen, ein Schreiben an den Meister nach Augsburg zu richten, worin er ihm den Vorfall beichtete und seiner Zerknirschung gehörigen Ausdruck gab.

Es kam zwar keine Antwort von Dürer selbst, wohl aber erschien nach einigen Tagen Herr Willibald Pirheimer, begab sich unter viel Gepuste und Gestöhne in den Gesellensaal und nahm dort den Springinsklee angeichts aller beim Ohrläppchen, was aber eher einer Liebkosung als einer Züchtigung glich.

Frau Agnes, die von seiner Ankunft durch die Magd Susanne erfahren, setzte sich entschlossen die Haube zurecht, band sich eine frische Schürze um und begab sich ebenfalls in den Gesellsensaal.

Dort fand sie den alten „Störenfried und Widersacher“, wie sie ihn gern und noch etwas schärfer bei sich selbst benannte, mit dem Springinsklee, dem Scheufelin und den anderen Formschneidern und Malknaben vor den Holzschnitten zu des Kaisers Triumphbogen in ein ernstes und angelegentliches Kunstgespräch vertieft, wie es der leutselige Ratsherr gern mit der Jugend zu üben pflegte.

Die Dürerin begrüßte ihn nicht sonderlich freundlich, doch immerhin mit dem gebührenden Respekt und fragte sogleich, ob Albrecht ihm etwa über die Missetat des Springinsklee geschrieben, da sie selbst noch keine Zeile darüber erhalten.

Herr Birkheimer erwiderte mit lächelnder Höflichkeit, ihre Vermutung sei allerdings richtig. Der Meister habe sich dahin geäußert, daß er diesem Vorfall keinerlei schlimme Bedeutung beilege, ja daß er ihm sogar willkommen sei, denn er hätte der Jungfrau ohnehin früher oder später einen Abdruck des Bildes übersandt.

Frau Agnes war klug genug, ihren Ärger hinunter zu würgen und sich im Gegenteil erfreut zu zeigen über die Nachsicht des Gatten, wobei aber dem jungen Springinsklee aufs neue ein strafender Blick zuteil ward.

Dahingegen wundere es ihn, fuhr der Ratsherr fort und konnte dabei ein leise spöttelndes Lächeln nicht unterdrücken, daß Frau Agnes ihn nicht nach weit Wichtigem als solchen Kleinigkeiten gefragt. Es werde ihr gewiß willkommen sein, zu hören, daß Dürer den gütigen Kaiser Maximilian und manch andern großen und mächtigen Herrn kunterfeyt und daß ihm hohe Ehren, darunter auch ein ritterlich Wappen, verliehen worden. Auch habe er die freudige Botschaft zu überbringen, der Meister werde in kurzer Zeit, vermutlich schon am Tage „post nativitatis Mariae“, heimkehren, und habe ihn beauftragt, dieses auch seiner lieben Hausfrauen mit schönen Grüßen mitzuteilen.

Da gab sich die Dürerin zufrieden und vergaß ein Augenblickchen sogar ihrer üppig blühenden Abneigung gegen den alten Feind, der nun bereits seit fünf und zwanzig Jahren in seiner wuchtigen Unbezwinglichkeit zwischen ihr und dem Gatten stand.

Sie fragte ihn, da die Magd soeben das Frühstückbrot für die Malerknaben brachte, ob ihm ein Gläschen feurigen Ungarweines nicht willkommen sei, der dem Meister unlängst von einem Verehrer seiner Kunst gesandt worden. Herr Birkheimer sträubte sich keineswegs dagegen, ja es schien dem alten, in allen Sätteln zurechtgewiegten Diplomaten ein besonderes Vergnügen zu sein, mit Frau Agnes freundlich und artig zu tun, als überfonnte beider Seelen ein fröhlicher Sommertag, indes in Wahrheit das unterirdische Grollen immerwährenden Gewitters vorhanden war.

Und als er sich nach einiger Zeit empfahl, geschah es scheinbar im besten Einvernehmen, wobei die uralte Lüge von Mensch zu Mensch, zuweilen auch Höflichkeit genannt, auf gute Rechnung gekommen war.

* * *

Felicitas war an jenem Abend atemlos heimgekehrt und hatte gehofft, der Vater werde sie nicht vermissen. Sie wurde aber nicht nur in ärgerlicher Ungebuld von ihm selbst erwartet; es saß noch ein anderer da, der sie mit vorwurfsvoll besorgten Blicken empfing. Das war Hans Scherlin, ein junger Bäckergehilfe aus der Nachbarschaft, der sich seit einiger Zeit in entschiedener Weise um sie bemühte.

Felicitas verstand es, das Marienbild, das sie noch in der Hand trug, geschickt hinter ihrer Schürze zu verbergen, und sagte dem Vater, sie habe sich im Krämerladen, wo sie ein Stück Wollzeug gekauft, im Geplauder mit einer Nachbarin verspätet. Und wirklich trug sie auch das Wollzeug in der Hand, das sie sich auf dem Heimwege verschafft hatte.

Der Blinde aber begann nunmehr zu jammern und zu klagen, wie ihn sein einzig Kind in all seinem Elend lieblos verlasse, und als Felicitas, im Unmut über des Scherlins Anwesenheit, in trotzigem Schweigen verharrte, wurde er von heftigem Zorne ergriffen und fing ein so wüstes Geschimpfe und Gesuche an, daß die Leute auf der Gasse sich sammelten und Meister Unfug besorgt aus der Werkstatt heraufgesprungen kam.

Felicitas aber war in ihre Kammer gegangen und hatte sich weinend aufs Lager geworfen. Nach einiger Zeit, als es draußen wieder ruhig geworden, vernahm sie die schlürfenden Schritte des Vaters und hörte, wie er sich ängstlich nach ihrer Tür tappte.

Da stand sie auf und öffnete ihm und strich ihm mit ihren kühlen Händen leise übers Antlitz, wobei der Blinde ganz stille hielt, als käme es wie ein Segen über ihn, den er sich lang ersehnt.

Felicitas aber fragte den Vater, ob der Scherlin fort sei, denn sie wolle ihn heute nicht mehr sehen.

Er sagte, der Gefelle sei traurig weggegangen, und es sei nicht schön von ihr, den guten Knaben, mit dem er sich besser verstehe als mit irgendeinem, so schön zu behandeln.

Felicitas preßte die Lippen zusammen und schwieg. Was sollte dieser fremde Gefelle in ihrem armen Leben, das ganz nur dem einen, großen, einsamen Traume gehörte?

Der Scherlin hatte es wunderlicherweise verstanden, sich in des Vaters Gunst zu setzen, was seit dessen Erblinden sonst noch keinem gelungen war. Er wußte dem Vater, dem er sich einst in einer Schenke mit dem vollen Weinfruge genähert, mit kluger Neugier immer wieder nach seinen alten Kriegsfahrten auszufragen, und hatte sich damit seiner schwächsten Seite verschert.

Nun saß er oft an des Vaters Tisch und sprach mit ihm und schaute dabei unverwandt nach ihr hinüber, mit heißen, bittenden und ihr so unerträglichen Blicken.

Unter solchen Gedanken hatte Felicitas den Vater in die Stube zurückgeführt und schlug nun Feuer, um das Öllämpchen anzuzünden und den Tisch mit dem ärmlichen Abendbrot zu decken.

Beim Aufflackern der Lampe gewahrte sie einen räthselhaften Schimmer in der Ecke, den sie sich nicht zu erklären wußte. Sie ging darauf zu und sah, aufrecht an die Wand gelehnt, des Vaters großes zweihändiges Landsknechtsschwert, das er bisher in einer Truhe mit Sorgfalt verwahrt gehalten.

Erschrocken fragte sie den Vater, warum er das Schwert herausgenommen und wer ihm dabei behilflich gewesen.

Der Blinde aber erzählte ihr freudig erregt, der Scherlin habe das Schwert auf seinen Wunsch hervorgeholt und er habe hierauf dem staunenden Gesellen gezeigt, wie er einst als frummer Knecht sein treues Schwert geschwungen, wobei aber die Stube allmählich zu eng geworden, so daß der Scherlin, in Angst, einen Hieb zu erwischen, sich plötzlich unter den Tisch verkrochen habe.

Der Blinde lachte, sich dessen erinnernd, gewaltig auf, Felicitas aber meinte besorgt, sie wolle das Schwert aufs neue in die Truhe legen, denn die blanken Klinge dort in der Ecke wolle ihr nicht gefallen.

Dagegen erhob nun der Vater heftigen Einspruch und verlangte, es müsse sein Schwert, das zeitlebens sein bester Freund gewesen, von nun an stets bei ihm in der Stube lehnen, denn anders vermöge er die Schrecken seiner Einsamkeit nicht mehr zu ertragen.

Da gab Felicitas, um den Vater nicht abermals zu erregen, seufzend nach, und der Blinde, seines Willens froh, begann in mächtigen Zügen aus seinem Krüge zu trinken.

„Felicitas,“ sagte er dann, sich ans Fenster setzend, „es ist eine klare und helle Nacht. Wie dichtgereiht die Sterne draußen am Himmel stehen, es ist als wie ein einzig flammendes Licht!“

So pflegte er oft zu sprechen: als ob er alles noch sähe und seine Finsternis verleugnen wolle.

Felicitas trat an seine Seite und sah in den Sternenhimmel hinauf.

„Sie steh'n in wunderlicher Ordnung,“ bestätigte sie, „die großen kühn, wie funkelnde Steine auf dunklem Sammet, die kleinen in sanften munteren Scharen, wie Blumen auf der Wiese vor dem Tore.“ Und nun mußte sie dem Vater, der begierig nach den seltsamen Bildern der Sterne fragte, noch vieles verkünden, ob sie wohl dieses gewahre und jenes, was er einst auf den nächtlichen Lagerungen sich eronnen und gemerkt.

Dann saßen sie wieder bei der Lampe nieder, und der Vater begehrte nach seiner Laute. Felicitas brachte sie ihm, trug aber auch verstohlen das

Marienbildnis herein, das sie nunmehr vor sich auf den Tisch breitete und immerfort betrachtete.

Der Vater aber sang sich eines seiner kernigen Bützerlieder, wie er sie einst oft, von flüchtiger Reue erfaßt, inmitten seiner wilden Zeit, im Felde erdacht. Es war ein „Klagelied wider Fleisch und Blut, daß Gott helfen und raten möge“.

Daß ich nit kann Sünd' lan,
Ist mir ein Last, kränkt fast
Weid', Leib und Seel, darumb ich will
Meim Gott die Schwachheit klagen,
Als meinem Herrn, hilfst gern,
Gibt Gnad und Gunst umbsunst,
Darauf ich trau und endlich bau.
Wie könnt ich dann verzagen.

(Fortsetzung folgt)



Erzählung und erzählende Dichtung

Von Privatdozent Dr. Richard Meszleny=Genf



Es ist auffallend, wie wenig zahlreich die eigentlichen Gegenwarts-
menschen unter uns sind. Die meisten, wenn sie in sich den
heißersehnten Zustand seelischer Gesundheit, Ganzheit, Ungebrochen-
heit herstellen wollen, also das, was wir mit dem schmerzvollen
Wort „Glück“ benennen, greifen entweder in die Vergangen-
heit oder in die Zukunft. Erinnerungen oder Wünsche sind der Quell, aus
dem wir unser Glücksbedürfnis zumeist befriedigen, denn das Glück in die
Gegenwart hineinzuzwingen, die Mariaden kleiner Störungen wegzuschaffen und
das, was hienieden doch nicht gedeiht, wenigstens für den Augenblick mit
urmächtigem Willen auf die Erde zu reißen — das ist den Tragikern, gleich-
viel ob den erlebenden oder den gestaltenden, vorbehalten. Die sind, Gott
sei Dank, nicht zu dicht gesät und doch noch viel dichter, als uns bekömmlich.
Auf das Dichterische übertragen hieße das drei dichterische Herstellungsarten
unterscheiden: die erinnernde, die sehrende und die wollende. Kein Mensch
kann alle drei Vorstellungsarten als Grundzüge seines geistigen Mechanismus
sein eigen nennen, und der moderne Dichter, der zumeist Epik, Lyrik und
Drama pflegt, ist entschieden ein Bankert seines Virtuositums. Den Glücks-
zustand, den er im Schaffen sucht, kann er unmöglich, mit Schiller gesprochen,
im dreifachen Schritt der Zeit gleichmäßig durchtanzen. „Es war“, spricht
der Epiker, wenn sein Auge in der Ferne den Punkt gefunden auf dem